

Christina McQueen

DIE WAHRE GESCHICHTE *Band 1*

*Ständiger
Heisshunger*

 *edition fischer*

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Christina McQueen

Ständiger Heisshunger

Die wahre Geschichte
Band 1



edition fischer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Titelbild: Gabriella Knecht
Schriftart: Times 11°
Herstellung: ef / NL
Printed in Germany
ISBN 978-3-89950-703-4

VORWORT

Was für ein verwegenes Buch der Gegensätze! Üppig und sinnlich berichtet Christina McQueen von ihrem Kampf gegen die Bulimie, ihrem unstillbaren Hunger nach Liebe und Befreiung. Hoffnung neben abgrundtiefer Verzweiflung, esoterische Höhenflüge neben Gefühlen tiefverwurzelter Bodenständigkeit, aus einer braven Nähschullehrerin und Ehefrau wird eine ausgeflippte Sannyasin, ja sogar die Schauplätze könnten nicht gegensätzlicher sein: Hier eine pulsierende Grossstadt, ein übervoller Ashram in Indien, dort ein stilles, abgelegenes Plätzchen im Mondenschein. Da wird gehasst, gestohlen und betrogen, aber auch geliebt und Unrecht wieder gut gemacht. Der Wunsch, begehrt, gesund und schön zu sein und zu bleiben, ist begleitet von der Angst, krank und alt zu werden.

Und mitten drin die Ess- und Brechsucht – auch dies ein Gegensatz in sich –, die sich wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte zieht, eingepackt in ergreifende Familien-, Freundschafts- und viele Liebesdramen. Offen, ohne Scham und ehrlich wird beschrieben, wie Bulimie entstehen und wo sie hinführen kann. Alles erzählt in einem flüssigen, humorvollen und prickelnden Stil. Es scheint, als ob die Autorin ihre Umwelt mit einem zwinkernden Auge auch nicht immer ganz ernst nähme. Man reist mit ihr um die ganze Welt, vernimmt viel Abgründiges und Berausches, Beglückendes und Trauriges. Und plötzlich die Erkenntnis: ›Es ist okay, nicht okay zu sein‹. Der Würgegriff nach dreissigjähriger Abhängigkeit löst sich in diesem Moment.

Albert Grimm

EINLEITUNG

Dies ist meine Geschichte. Der lange Weg einer Abkürzung. Ich habe die Krankheit Bulimie so wahr gezeichnet, wie ich sie erlebt habe.

Letzte Nacht stand ich im Traum vor dem versammelten Personal und den Patienten eines Spitals. Ich packte aus, erzählte von meinem Spitalpraktikum mit 18.

»Heimlich habe ich Essen von Patienten auf den Gängen verschlungen, auch wenn die Speisereste von schwerkranken, ansteckenden Patienten zurückkamen. Sogar die Teller habe ich sauber geleckt. Hastig, in ständiger Angst aufzufliegen, aber ohne die geringsten Bedenken, mich anzustecken!«

Farbig, locker und entspannt purzelten die Worte nur so aus mir heraus. Was für eine Freude!

Dieser Traum öffnete die Schleusen. Schon lange wollte ich schreiben, aber noch nie sind die Worte so leicht aus mir herausgepurzelt ...

KAPITEL 1

ZU DEN WURZELN

Meine Mutter stammte aus einer gutbürgerlichen Familie. Über die Ahnen wurde respektvoll nur Gutes erzählt. Ernste Gesichter schauten aus gebügelten Spitzen und gestärkter Hemdbrust für die Ewigkeit festgenagelt von den Wänden herab. Starke Frauen prägten das Klima.

Als ich elf war, sah Grösi, meine Urgrossmutter, eine rüstige, weisshaarige Greisin, munter dem hundertsten Geburtstag entgegen. Gefürchtet und geliebt von der ganzen Sippe sass sie meistens im Lehnstuhl und drehte ihre knochigen Daumen im Schoss. Mit ihnen drehten sich zugleich Wohl und Weh der ganzen Sippe. Alle wussten es: Die Fäden liefen bei Grösi zusammen und wichtige Entscheidungen wurden hier getroffen.

Nachdem ihr Mann verunfallt war, betrieb Grösi einen kleinen Mercerielen mit Spitzen, Bändern, Korsetthäkchen, Fischbeinstäbchen, Kragenknöpfen, Fäden und Stoffen – kurz: Kurzwaren. Tüchtig brachte sie ihre Brut, vier Mädchen, auch in schweren Zeiten ohne fremde Hilfe durch. Alle halfen mit, am meisten natürlich die Älteste, meine Grossmutter. Diese nähte nächtelang für die anspruchsvolle Kundschaft und der gebeugte Rücken ist ihr geblieben.

Meine Grossmutter sagte nie, was sie wollte. Man musste es merken. Bei Tische zeigte sie zum Beispiel mit dem Finger auf die Zuckerdose. Wenn niemand reagierte, räusperte sie sich, bis der Zucker kam. Und sie bekam immer, was sie wollte.

Sorgfältig wachte sie über allem, was sich schickte und («was würden die Leute sagen ...») was nicht sein durfte. Fand sie Jeans zu eng, genügte ein strenger Blick durch die Brillengläser und ein Zurück in die verurteilten Lieblingshosen war undenkbar.

Wie ausserordentlich überrascht war jedermann, als sie mir später eine Wohnung in ihrem Hause überliess, trotz Zigeunerfreund, mit dem ich »unsittlich« zusammenlebte! Dafür massierte ich hingebungsvoll ihren schmerzenden Rücken.

Sie war es, die nach Grösis Tod unauffällig, aber widerspruchlos das Sagen in der Familie hatte.

Grossvater hätte am Morgen Hemd und Socken ohne sie nicht gefunden. Seine stattliche Erscheinung mit goldener Uhrenkette, goldenem Schnurrbart und goldgerändertem Zwicker blendete fast.

Als Zimmermann brachte er es zu einem Mehrfamilienhaus in der Stadt, betätigte sich nebenamtlich als Jäger mit Geweihtröphen, als Bass im Männerchor, als Hauptmann bei der Feuerwehr und als Gärtner mit grünem Daumen in seinem grossen Schrebergarten. Abends ging's zum Kegeln, Jassen, Trinken (massvoll) und Flirten (diskret). Letzteres stand nicht im Vereinsblatt.

Sein Sohn durfte studieren, während sich meine Mutter mit einer Lehre als Verkäuferin begnügen musste. »Eine gute Aussteuer ist doch viel sinnvoller. Und ausserdem sind intelligente Frauen eingebildet. Hab ich nicht recht? Hahaha!« Auch starke Frauen widersprachen nicht in jener Zeit!

Grossvater konnte spannende Geschichten erzählen. Zum Beispiel wie er eine führerlose Trambahn unter seine Kontrolle brachte oder wie er eine Wildsau erlegte. Drachen waren zu seiner Zeit leider schon ausgestorben ...

Bei jeder Gelegenheit wurden Familienfeste gefeiert. Tanten, Onkel, Grosstanten, Angeheiratete und viele Enkel, Urenkel, Cousins und Cousinen, Basen und Neffen, alles war dabei. Grosse Anlässe beging man in Gasthöfen, an normalen Sonntagen traf

man sich vor Grossvaters Jagdhütte. Liegestühle wurden auf den Vorplatz geschleppt, man wetteiferte, spielte und brutzelte Feines auf dem offenen Feuer. Gute Tropfen machten die Runde, man fühlte sich wohl in der Herde.

Im Vergleich zu diesem Clan nahm sich Vaters Verwandtschaft aus wie ein alter Zwieback neben einem mit dicken Speckscheiben belegten Stück Butterzopf. Ausser seiner Mutter und den Brüdern kannten wir niemanden. Man sah sich selten und aus der Vergangenheit hörten wir nur, dass Grossmutter Mann früh gestorben sei und dass sie mit den vier Buben ganz unten durch musste.

Während die Mutter putzen ging, übernahmen die älteren Brüder die »Erziehung« des Jüngsten, meines Vaters. Sie liessen den Kinderwagen auf steilen Strassen sausen, spielten mit dem kleinen Bündel Handball und als er, kaum vierjährig, schwimmen lernen sollte, drückten sie ihn so lange unter Wasser, bis er blau anlief.

Zum Aufwerten des Speiseplanes klaute man Äpfel aus fremden Gärten, wühlte im Kartoffelacker und hielt die Angel in den See. Unterstützung für die Schule fehlte und zarte Wesenszüge wurden im harten Überlebenskampf nicht eben gefördert.

Trotz Eifer, Mut und Anstrengung blieb Vater eben doch immer der Jüngste. Aber er hat es in seinem Leben weit gebracht und der Speckschnitte bewiesen, dass auch er Butter auf den Zwieback streichen konnte. Und seine Kinder sollten es einmal besser haben.

Vater hatte hohe Ideale, als er im Jahre 1944 meine Mutter kennenlernte. Dieses junge Mädchen erfüllte, ja übertraf seine höchsten Erwartungen. Dass sie beim ersten tiefen Kuss den Kopf abwandte, um sich mit dem Ärmel heimlich den Mund abzuwischen, verunsicherte ihn keineswegs.

Verliebt, verlobt, verheiratet – aber zuerst stürzte er sich in sein bestes Gewand, suchte am Wegrand einen Blumenstrauss und dann mit heissen Ohren seinen zukünftigen Schwiegervater auf. Nachdem er um die Hand seiner Angebeteten angehalten hatte, räusperte sich dieser: »Hm. Da könnte jeder kommen! Haben Sie denn überhaupt ein Sparbuch?«

»Ja.«

»Soso. Und wie viel Geld hat's denn drauf, auf diesem Sparbuch?«

»Noch keines«, kam die ehrliche Antwort, »aber ich habe zwei gesunde Hände zum Arbeiten!«

Grosmüeti war beeindruckt von seiner Ehrlichkeit und nachdem Grösi ihren Segen gegeben hatte, willigte auch Grossvater in die Ehe ein.

Auf den Hochzeitsfotos sehen die Brautleute aus wie frisch ausgeschlüpfte Konfirmanden, hübsch, etwas benommen und überaus erwartungsvoll.

Die Startbedingungen waren nicht rosig in der engen, dünnwandigen Wohnung. Hier lebte auch Vaters Mutter, welche sich die besten Brocken aus der Suppe fischte. Er stand zwischen den Fronten und war heilfroh, wenn er zur Arbeit verduften konnte.

In einer aufstrebenden Bürofirma verdiente er sich als jüngster Angestellter die Sporen ab. Dicke Luft zu Hause und das Rattenrennen bei der Arbeit griffen jedoch bald seine Gesundheit an und als kurz nach der Geburt des ersten Kindes schon wieder jemand unterwegs war, legte er sich mit einer Nierenbeckenentzündung ins Bett.

Beim Umzug in eine grössere Wohnung zügelte Mutter hochschwanger Fuhre um Fuhre mit dem Fahrrad, den Junior auf einem Kindersitz vor dem dicken Bauch und auf dem Fahrradträger einen Teil der Wohnungseinrichtung. Die schweren Möbel und das Bett mit dem kranken Vater wurden in einer Prozession von

starken Männern zur neuen Wohnung getragen. Die Grosseltern und Nachbarn halfen mit. Inmitten dieses Durcheinanders setzten die Wehen ein. Keine Rede also von sanfter Geburt! Ich blieb stundenlang im Geburtskanal stecken und kämpfte ums Überleben. Fünf vor zwölf rutschte ich dann hinaus in die weite Welt. Fünf Minuten später wäre ich ein Sonntagskind geworden, aber vielleicht ein totes!

Jedenfalls war ich jetzt da und wurde von einer Tracht Prügel, ohrenbetäubendem Lärm und grellem Licht empfangen, wie das damals so üblich war bei solchen Anlässen. Mein Gebrüll wurde mit Freude zur Kenntnis genommen, Lautstärke galt als Zeichen guter Gesundheit.

Die Freude war noch grösser, als sich Vater von seiner schweren Krankheit erholte und Grossmutter in eine eigene Wohnung zog.

Ich sei ein pflegeleichtes, reizendes kleines Kind gewesen, ein wahrer Sonnenschein, wie die meisten kleinen Kinder.

Vater arbeitete hart, mit eisernem Willen, Glück und Talent brachte er es zu etwas. Es gab häufig Durststrecken, aber glücklicherweise keine Bauchlandungen. In den kostbaren Augenblicken, wenn Vati daheim war, lebte ich auf. Ich liebte ihn abgöttisch.

Knapp einjährig, ich konnte kaum gehen, ruderte oder kroch ich jeden Morgen ins Treppenhaus. Dort liess ich meine kleinen Wurstbeinchen durch das Geländer baumeln, damit Vati beim Abschied von unten ein wenig daran zog, ein Ritual, von dem, wie ich glaubte, nur wir zwei etwas wussten. Dieser heisse Augenblick, ein unbeschreibliches Entzücken, wurde zur eigentlichen, herausragenden Sternstunde meiner Tage.

Einmal ging er früher fort. Ich sass vergeblich zwischen dem Geländer und wartete. Das konnte doch nicht sein, dass er mich vergessen hatte!